

Das Ja des Menschen zu Gott: Mariapoli Münster 81

Ein Bericht

Von *Maria Siegwart*

Von der Bewegung der Fokolare wußte ich bis Mitte Juli letzten Jahres wenig; ich verwechselte sie mit dem Opus Dei, einer Bewegung, die ich durch einige Studenten kennengelernt hatte. Wenige Wochen nach Abschluß meines Examens wurde ich von einer Studentin, die sich seit Jahren für die Fokolar-Bewegung engagiert, eingeladen, nach Hilstrup bei Münster zu fahren und fünf Tage an der Mariapoli teilzunehmen. Nicht zuletzt weil ich Zeit hatte und mich frei fühlte, fuhr ich.

Als ich am Sonntagabend das Schulzentrum in Hilstrup zögernd betrete, sehe ich sehr viele Menschen: Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Mütter mit ihren Babys, Ordensschwestern und Priester. Lange Schlangen vor der Anmeldung. Kaum habe ich mich an das Ende einer Schlange gestellt, erkundigt sich eine Frau, ob ich auch eine gute Anreise gehabt habe. Jedermann in der Schlange plaudert munter, gibt bereitwillig Auskunft. Auch ich werde angezogen von dieser Atmosphäre, die von einem offenen und freundschaftlichen Geist geprägt ist. Zusammen mit einer Frau erledige ich die Anmeldeformalitäten, zusammen gehen wir zum Abendessen. Was ich da sehe, ist mir wohl vertraut, dennoch bewegt es mich: Wie lange ist es schon her, daß ich außerhalb meines Elternhauses jemanden vor dem Abendessen das Kreuzzeichen habe schlagen sehen! – Ich spreche mit einem jungen Mann, einem angehenden Kranken- und Altenpfleger: »Wenn du einmal bei einem solchen Treffen warst, sagt er, dann kommst du immer wieder. Hier kannst du sagen, tun, was du willst; kein Mensch kritisiert dich. Hier gibt es noch Harmonie, das ist Mariapoli.«

Mariapoli, Werk Mariens, ist der offizielle Name der Bewegung. Die Fokolare orientieren sich im gemeinschaftlichen Leben am Werk Mariens. So wie Maria ihr Leben Gott weihte und dadurch Christus, der Sohn Gottes, geboren werden und in die Welt kommen konnte, so charakterisiert das Leben der Fokolare eine absolute Verfügbarkeit für Gott, eine Verfügbarkeit, die auf Armut, Keuschheit und Gehorsam basiert. Die Bewegung vertraut in ihrer Spiritualität besonders auf das Wort Jesu: »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen« (Mt 18,20); dieses Wort, die Gegenwart Jesu, fordert die Verwirklichung des »neuen Gebotes«: »Liebet einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben« (Joh 13,34). Diese Liebe, die – wie ich selbst erfahren konnte – das Leben verwandelt und die Menschen sich näherkommen und verbinden läßt, gipfelt im Endziel der Bewegung: »Daß alle eins seien, wie du Vater in mir bist und ich in dir, daß auch sie in uns eins seien, damit die Welt glaubt, daß du mich gesandt hast« (Joh 17,21).

All dies erfuhr und erlebte ich in diesen fünf Tagen Mariapoli; bevor ich darüber berichte, noch einige Bemerkungen zur Entstehungsgeschichte der Bewegung.

Den ersten entscheidenden Schritt tut Chiara Lubich, geboren 1920 in Trient, während des Zweiten Weltkrieges: Angesichts des Terrors und Hasses kommt sie zu der Überzeugung, daß es nichts gibt, was Dauer hat, außer Gott, der die Liebe ist. Chiara sagt von sich selbst: »Ich bin durchdrungen von einer ungewöhnlichen Gnade, ein Feuer ist in mir entfacht. Ein Feuer aber kann nicht anders als brennen und sich selbst

weitergeben. « Dieses Feuer – das italienische »focolare« meint soviel wie Feuerstelle – zog viele an: In 149 Ländern der Welt gibt es heute Fokolare. Ihr Zentrum ist Rom; 1962 wurde das Fokolar durch Papst Johannes XXIII. offiziell kirchlich anerkannt. Von Jahr zu Jahr knüpft sich das Netz von Kontakten enger, ständig entstehen neue Zellen, Gemeinschaften, die »in seinem Namen versammelt sind« und ihr Leben an den Geboten Jesu orientieren.

Am Montagvormittag wird die Mariapoli offiziell eröffnet. Etwa 1200 Teilnehmer treffen sich in der Aula des Schulzentrums; sie kommen größtenteils aus Nordrhein-Westfalen, aber auch aus Niedersachsen und Rheinland-Pfalz. Das das Morgenprogramm eröffnende Kabarett zielt auf eine zentrale Aufgabe der Bewegung: Die von der Liebe Gottes getragene Gemeinschaft, dargestellt durch eine Gruppe von Jugendlichen, muß sich gegen die »harmonische Isolation«, fünf Männer in blutroten Kapuzen, behaupten. Geld, Karriere, Ich-bezogenes Nutzdenken werden von der Gemeinschaft ausgeschlagen mit der Begründung »Lieber kein Star als allein Star«. Dies ist der Geist, in dem gelebt wird. Auf das Kabarett folgt die Begrüßung der Teilnehmer dieser Mariapoli, die unter dem Motto »Das Ja des Menschen zu Gott« steht. Zunächst allgemeine Informationen. – Dann interpretiert ein Fokolar das Bühnenbild: An der hinteren Bühnenwand ist eine große Sonne mit unterschiedlich langen Strahlen auf einem grauen Hintergrund zu sehen. Die grauen Abschnitte, so erfahren wir, sind der Alltag. In der Mitte strahlt Gott, die Sonne, die einzelne Strahlen in die Welt sendet. Die Mariapoli sieht ihre Aufgabe darin, zu Strahlenbündeln zu werden, die den Glanz der Sonne verstärken helfen. – Ein Vortrag über »Die Spiritualität der Fokolar-Bewegung« schließt sich an; abgerundet wird dieser wie alle folgenden Vormittage durch die heilige Messe in St. Clemens bzw. einen evangelischen Gottesdienst im Meditationsraum. St. Clemens ist jeden Tag überfüllt, während am Abendmahl an diesem Montag etwa 32 Personen, darunter auch einige Katholiken, teilnehmen. Ein Mädchen will sofort wieder abreisen, weil ihr das Ganze zu katholisch ist. In der Tat sind die Mehrzahl der Teilnehmer Katholiken.

Beim Mittagessen bietet sich die Gelegenheit zu Gesprächen. Ich frage Angela, sechzehn Jahre, aus Koblenz, die mit vier Freundinnen zum ersten Mal bei der Mariapoli ist, wie sie die Bewegung kennengelernt habe. »Zunächst, erzählt sie, hatten wir eine Lehrstelle in Koblenz, dann kam ein Teil von uns nach Heidelberg, ein Teil nach Münster. In der Lehre in Münster haben wir von der Bewegung erfahren.« – Eine Familie sagt, sie habe die Bewegung durch einen in ihrer Gemeinde tätigen Fokolarpriester kennengelernt. – Petra: »Da war eine in dem Kindergarten, in dem ich gearbeitet habe. Die war immer so anders, dann war sie auch manchmal weg (bei Treffen); von der weiß ich davon.« – Herr B. erzählt mir, seine Frau habe schon viele Jahre vor ihm an der Mariapoli teilgenommen. Er habe sich immer geweigert, da hinzugehen, weil er das Ganze für eine Sekte hielt. Schließlich habe er sich dann doch einmal überreden lassen; jetzt gefällt es ihm sehr gut. – Alex, siebzehn Jahre, eins von elf Kindern, berichtet, wie er zu den Gen kam (die Gen [= Generation] sind die im Team organisierten Kinder und Jugendlichen, die sich für den Lebensstil der Bewegung entschieden haben): »Früher gab es für mich nur drei Dinge: Mädchen, Mopeds, Saufen. Mein Elternhaus war für mich nur ein Hotel; zu meinen Eltern hatte ich ein sehr schlechtes Verhältnis. Irgendwann hab' ich mir dann mal das Bein gebrochen, lag im Krankenhaus und hatte viel Zeit zum Nachdenken. Da habe ich erkannt, daß mein Leben bis dahin total oberflächlich war,

keinen Sinn hatte. Gleichzeitig hat mich ein Fokolar besucht; ich hatte schon früher mal Kontakt zur Bewegung. Da ist meine Entscheidung gefallen: bewußt umgesetzte Liebe für Gott. Mit meinen Eltern habe ich mich entsprechend dem vierten Gebot zu arrangieren versucht, mit meinen Freunden aus der Gen versteh' ich mich prima, wengleich es auch Phasen gab, wo für mich erst die Kumpel kamen und dann erst Jesus.«

Im Verlauf der folgenden Tage höre ich noch viele ähnliche Berichte, die alle eines deutlich machen: Die Bewegung wirbt nicht in Zeitungen und Massenmedien für sich, Mariapoli wird vielmehr von Mund zu Mund getragen. »Die Sache, so sagt eine Fokolarin, war ja auch von Chiara Lubich nie als festes Programm konzipiert, sondern sollte »gegen den Strom« vorgelebt werden. Gingen wir zum Missionieren auf die Straße, unterschieden wir uns ja kaum noch von den Zeugen Jehovas.« Auf meinen Einwand, daß aber viele doch eine Gemeinschaft suchten und nichts von den Fokolaren wußten, erwidert sie kurz: »Wer sucht, der findet.«

Am Nachmittag werden alle Teilnehmer in Gruppen eingeteilt: die Jugendlichen nach Alter, die Erwachsenen nach Regionen. Aus dem Raum Koblenz/Köln kommen 47 Teilnehmer, die, sofern nicht Ehepaare und feste Freunde zusammenbleiben wollen, willkürlich in vier Gruppen aufgeteilt werden, die jeweils von zwei Fokolaren betreut werden. Es gab wohl einzelne Teilnehmer, bei denen dieses Aufteilungsverfahren Kritik hervorrief: »Man sollte gemischte Gruppen mit Jugendlichen und Erwachsenen bilden, dann könnten keine reinen Hausfrauengruppen entstehen« (ob es die wirklich gab, weiß ich nicht).

Ziel der Gruppen ist, sich zur Meditation und zum Erfahrungsaustausch zu treffen. Die Gruppen kommen zweimal pro Tag zusammen; um 9 Uhr wird über das »Wort des Tages«, ein Satz aus der Heiligen Schrift, gesprochen, während des Tages wird dieser Satz (Montag: »Alles, was ihr von anderen erwartet, das tut auch für sie!« Mt 7,12) zu leben versucht und zwischen 15.30 Uhr und 18 Uhr werden die dabei gemachten Erfahrungen ausgetauscht. An diesem ersten Tag ging es hauptsächlich darum, einander kennenzulernen. Meine Gruppe setzte sich aus vier Personen zwischen 20 und 32 Jahren, einem Ehepaar und drei verheirateten Frauen zusammen, eine Zusammensetzung, die sich im Laufe der Woche sehr bewährt hat.

Am Dienstagvormittag stand der Vortrag von Landessuperintendenten Schmidt-Klausen zum Thema »Der Wille Gottes nach den Aussagen der Heiligen Schrift« im Vordergrund.

Insbesondere für die Jugendlichen umschloß diese Thematik ein Problem: Es gibt den Willen Gottes und das eigene Ich, das auf Selbstverwirklichung drängt. Wie kann ich beides voneinander unterscheiden? Schließt das eine das andere aus? Diese Fragen beantwortete in einer Podiumsdiskussion ein Fokolarpriester: »Der Wille Gottes steht oft im Gegensatz zum eigenen Ich. Hat man sich morgens sein Tagesprogramm zurechtgelegt, so sagt das eigene Ich, halte diesen Plan durch. Dem Willen Gottes zu folgen bedeutet offen zu sein für alles Neue, bereit zu sein für das Unvorhergesehene. Daneben gibt es die innere Stimme; der Mensch ist ein Tabernakel, in dem Christus ist. Folgt man dieser inneren Stimme, so fließen der Wille Gottes und die menschliche Selbstverwirklichung in eins zusammen.«

Am Nachmittag, in der Gruppe, erzählt eine Frau, die sich seit Jahren bemüht, im Sinne des Evangeliums zu leben, wie ausgenutzt sie sich im Alltag von ihren Mitmen-

schen fühlt. »Die anderen haben sich vollständig daran gewöhnt, daß ich ihnen immer alles nachräume«, sagt sie. »Laß mal, das macht schon die Frau S., sagen sie zueinander. Sie werden immer fauler, was mich wütend macht«, klagt sie. Darauf antwortet unsere Gruppenführerin: »Mariapoli ist gelebtes Evangelium, d. h. der Mensch gibt, dient den anderen. Die Konsequenz kann sein, daß er sich ausgenutzt fühlt. Der wahre Christ darf keine Erwartungen an seine Mitmenschen stellen; auf das ›Laß das die mal machen‹ der anderen darf er nicht mit Verbitterung, sondern nur mit verstärktem Einsatz im Geiste der gelebten Liebe reagieren. Wichtig ist, so die Fokolarin weiter, daß du dich in einem Kreis Gleichgesinnter anschließst. Gerade weil man als Christ im Alltag oft allein steht, braucht man den Rückhalt der Gemeinschaft. Nur so ist es möglich, den steinigten Weg des Gekreuzigten nachzuleben.«

»Der Wille Gottes in der Spiritualität der Fokolar-Bewegung«, hieß das Vortragsthema am Mittwochvormittag. Beim Mittagessen ein Gespräch mit Peter. Er sagt, er würde gern Fokolar werden; was ihn stört, ist die Geschlechtertrennung beim Zusammenleben. Das Faktum, daß es Fokolare, Fokolarinnen und verheiratete Fokolare gibt, bedeutet seiner Meinung nach eine Inkonsequenz. »Wie soll«, fragt Peter, »ein Fokolar, der gerne heiraten möchte, einen Partner finden, wenn er nur mit Männern zusammenlebt? Da es ja verheiratete Fokolare gibt, die sich in der Liebe gefunden haben, ist dieses Sich-Finden wohl als ein ›Geschenk des Himmels‹ zu betrachten, das sich in einer rein platonischen Liebe erschöpft? Das geht doch gegen die menschliche Natur, das ist inkonsequent und von der Bewegung nicht durchdacht.«

Am Nachmittag arbeitete unsere Gruppe eineinhalb Stunden in der Cafeteria mit. Neben solchen Arbeitseinsätzen gab es auch Aktivitäten in der Umgebung: Eine Jugendgruppe fuhr in ein Krankenhaus, eine andere in eine psychiatrische Anstalt. Wieder eine andere Gruppe reagierte auf ein Arbeitsangebot in Hilstrup. Sie arbeiteten in einem Garten. Obgleich sie das unentgeltlich tun wollten, gab ihnen der Arbeitgeber 100 Mark. Für die Operation Afrika. Die 14- bis 16jährigen sammelten Altpapier. Der Erlös, etwa 300 Mark, war ebenfalls für die Operation Afrika bestimmt.

Was ist die Operation Afrika? Ich fragte jemanden aus der Bewegung. Er erzählt: »1962 gingen Leute von uns nach Kamerun, um dort bei einem Stamm zu helfen, der durch die Schlafkrankheit vom Aussterben bedroht war. Durch von den Gen in Europa erwirtschaftetes Geld wurden Straßen und ein Krankenhaus gebaut; die Säuglingssterblichkeitszahlen gingen dann mit der Zeit zurück. Der Stammesvater fragte die Fokolare auch, warum dies alles freiwillig getan würde; es wurde mit dem Einsatz aller verfügbaren Kräfte gearbeitet, aber nicht missioniert. Das Leben in Brüderlichkeit und Einheit bewegte viele Stammesangehörige, sie wollten auch Christen werden, so daß schließlich auch Priester nach Kamerun fuhren. Inzwischen ist dieses Zentrum ausgebaut; das Geld, das jetzt durch freiwillige Einsätze in Europa und Nordamerika gesammelt wird, ist für Medikamente bestimmt.«

Nach dem Arbeitseinsatz in der Cafeteria traf sich unsere Gruppe zum Gespräch. Das Wort des Tages lautete: »Liebt eure Feinde, tut denen Gutes, die euch hassen. Segnet die, die euch verfluchen; betet für die, die euch mißhandeln« (Lk 6,27-28). Wir hören die Gedanken von Chiara Lubich, die deutlich machen, welche Selbstüberwindung und Seelenkämpfe die Konkretisierung dieses Gebotes mit sich bringen kann. Die Fokolarin erkundigt sich, ob es jemandem gelungen sei, dieses Wort an diesem Tag zu leben. »Nun«, antwortet einer zögernd, »es ist natürlich sehr schwer, auf der Mariapoli

überhaupt Feinde zu finden.« – »Das ist wahr«, erwidert ein anderer, »ich habe aber, was die Feindesliebe angeht, schon oft die Erfahrung gemacht, daß ich mir selbst mein ärgster Feind bin.« Da platzt eine Frau heraus und klagt: »Ich leide so darunter, daß mein Mann nicht hier ist, der will von Mariapoli nichts wissen. Hier fasse ich immer den Entschluß, ihm zu Hause neu zu begegnen, aber der Alltag ist sehr schwer, und ich leide darunter, daß ich zu Hause immer wieder in den alten Trott zurückfalle!« – Die Leiterin beruhigt sie: »Schon die Erkenntnis, daß du im Verhältnis zu deinem Mann etwas ändern mußt, ist viel wert. Gib niemals auf, du kannst immer wieder neu anfangen, die Menschen sind, so hat mir mal ein Priester gesagt, dazu da, daß man an ihnen reift.« – Inwieweit diese Worte der Frau geholfen haben, kann ich nicht beurteilen.

Am Donnerstagvormittag ein Vortrag von Gerhard Bauer, Fokolarpriester in Bonn, zum Thema: »Das Ja zu Gott im Leben der Kirche«.

Am Nachmittag fand das Mariapoli-Fest statt, zu dem die Münsteraner, insbesondere diejenigen, die Privatquartiere für Mariapoli zur Verfügung gestellt hatten, eingeladen waren. Pantomime, Sketch, Tanz, sportliche Wettkämpfe, Theater, für alle gab es etwas. Abends Grillfest.

Am Freitagmorgen Erfahrungsaustausch in der Gruppe.

Am Nachmittag werden folgende Gesprächsforen angeboten:

1. Schritte zum gemeinsamen Herrenmahl
2. Freundschaft, Liebe, Ehe
3. Wenn die Kinder nicht mehr glauben
4. Konflikte, die das Leben bedrohen – wie helfen wir?
5. Glaubensvermittlung in der Gemeinde.

Ich nahm an der Gesprächsrunde über die das Leben bedrohenden Konflikte teil. Es ging vorwiegend um die folgenden zwei Aspekte: Nachdem auf die bestehenden Nöte und Konflikte hingewiesen worden war, wurde zum einen aufgezeigt, wie man helfen kann und wie bereits geholfen wurde. So erzählte Frau S. aus dem Sauerland, sie habe mit ihrer Familie unverheirateten schwangeren Frauen ein Haus zur Verfügung gestellt, in dem die Mütter auch noch nach ihrer Niederkunft wohnen könnten. Damit seien aber die Probleme keinesfalls gelöst: »Die jungen Frauen leben ganz zurückgezogen, sie verstecken sich, oft im Bewußtsein der Schande, in diesem Haus.« »Mein Mann und ich«, so erzählt Frau S., »können diesen jungen Mädchen vielleicht die Eltern ersetzen, wichtig ist aber auch der Kontakt zu Gleichaltrigen. Deshalb sind wir ständig auf der Suche nach jungen Leuten, jungen Ehepaaren, die diese Mütter mit ihren Kindern einmal zu sich nach Hause einladen. Mit relativ geringem Erfolg.« – Zum anderen kamen in dieser Diskussion auch die Probleme zur Sprache, die sich mit solchen Hilfeleistungen verbinden: Lassen der eigene Beruf und die eigene Familie dem einzelnen genügend Zeit für soziales Engagement? Hat der Helfende auch die nötige physische und psychische Kraft, eine einmal übernommene Aufgabe zu Ende zu führen (eine Frau berichtete von ihrem körperlichen Zusammenbruch, der durch die Pflege einer totkranken Frau ausgelöst wurde)? Ist der Laie nicht total überfordert, Alkoholikern und Rauschgiftsüchtigen Hilfe zu leisten? – Viele Nöte, viele Fragen; eine Antwort auf das »wie helfen wir« gab an demselben Nachmittag die Aktion Autowaschen. Alle Autos aus der Umgebung und der Mariapoli-Teilnehmer wurden auf Hochglanz gebracht. Der Erlös soll der Operation Afrika zugute kommen.

Am Samstagmittag ging die Mariapoli zu Ende. Am Vormittag ein letztes Treffen im Saal, Bilanz und Ausblick in vier Punkten: 1. Die Mariapoli war gekennzeichnet durch Offenheit, kreative Teilnahme und Konzentration auf das Eigentliche, auf Gott. 2. Es bildete sich eine Gemeinschaft mehrerer Konfessionen; die Mariapoli ist nicht mehr rein katholisch mit gern gesehenen evangelischen Gästen, sondern mehr. 3. In allen Bereichen arbeiteten Jugendliche und Erwachsene gemeinsam, wobei die Jugendlichen das Entscheidende oft einfacher als die Erwachsenen und ohne Rhetorik sagten. 4. »Die Sonne ist aufgegangen«, wiewohl es auch Schwierigkeiten gab. Vielleicht hatte nicht jeder den Eindruck der aufgegangenen Sonne, sondern mußte leiden unter sich oder anderen. Im Alltag, in den wir jetzt zurückkehren, werden wir einen Unterschied wie zwischen Tag und Nacht spüren. Aber: Gott ist im Jetzt. Auf diese von einem Fokolar gehaltene Ansprache folgte der ökumenische Abschlußgottesdienst, dann Mittagessen und Heimreise.

Ich beende diesen Bericht mit der Schilderung meiner Eindrücke, die bis zu einem gewissen Grad sicher repräsentativ für sehr viele Mariapoli-Teilnehmer sind. Zuvor noch zwei andere, sehr konträre Positionen:

Es gab auffallend viele Ordensschwestern auf diesem Treffen: Eine hörte ich sagen: »Was die Fokolare machen ist nichts Neues, das steht alles in unserer Regel.« Warum sie dann hier sei, wollte ich wissen. »Um etwas davon aus meinem Herzen heraus zu leben.« – Demgegenüber eine Hausfrau: »Ich habe so viele Probleme mit meinen Kindern. Die Fokolare erscheinen mir als so vollkommen, fast wie Heilige. Dahin komme ich nie, ich hab' schon resigniert.« – Totale Hingabe, gelebte Liebe als Ausdruck für das bedingungslose Ja des Menschen zu Gott und Resignation gegenüber diesem gewaltigen Anspruch, das sind sicher extreme Haltungen. Dazwischen stehen meine eigenen Erfahrungen: Insbesondere in den ersten Tagen begeisterte mich die Erkenntnis, daß es noch Christen gibt, die glauben und getreu diesem Glauben leben. Diese gläubigen Christen sind nicht schon alle über sechzig, sondern es gibt sie auf jeder Altersstufe und aus allen Schichten. Diese Erfahrung war und ist für mich deshalb so umwerfend, weil mein Alltag mich über Jahre anders belehrte. In Diskussionen mit Studenten meines Alters ging es natürlich nie um die Frage, ob an Gott zu glauben sei, denn eine solche Frage stellt sich denen, die die Existenz Gottes leugnen und das Ende der Kirche gegeben sehen, selbstverständlich nicht. Es ging in diesen Diskussionen aber wohl um Fragen wie Abtreibung, voreheliches Zusammenleben usw. Mit einem herausfordernden Blick auf mich, denn keinem meiner Bekannten ist meine Position unbekannt, wurden da antichristliche Thesen formuliert. Die Erfahrung, daß in solchen Situationen argumentativ gar nichts auszurichten ist, ließ mich sehr bald resignieren und schweigen, wiewohl ich mir auch immer feige vorkam. Deshalb war ich in den letzten Jahren mehr und mehr zu der Überzeugung gelangt, daß ich jedenfalls innerhalb meiner Altersgruppe als katholischer Christ allein dastand, denn selbst bei Studenten, die, sofern sie katholisch sind und jeden Sonntag in die Messe gehen, war mir bei Gesprächen, in denen es darauf ankam, sich zu seinem Glauben zu bekennen, Opportunismus und Konformismus aufgefallen. Mariapoli, das war für mich eine Stunde der Erkenntnis: Ich stehe nicht allein, Christentum und Kirche sind nicht am Ende, es lohnt sich, weiter seinen Weg »gegen den Strom« zu gehen. Ein Pastor, dem ich während der Mariapoli von meinen früheren Erfahrungen berichtete, bestätigte mir, daß man besonders als junger Mensch diesen Weg nicht ohne Stütze gehen kann. Diese

Stütze ist, das erfuhr ich eine Woche lang, vorhanden; es gibt noch Menschen, die im Geiste des Evangeliums denken und leben und schon viel weiter sind als ich.

Weitere Erfahrungen dieser Woche Mariapoli: Zur Spiritualität dieses Lebens mit Gott gehört der geistige Austausch mit Menschen, die auf Einheit zustreben, kurz, das Zusammensein in Gruppen. Das Leben in der Gruppe war für mich nicht immer problemlos. Für einen, wenngleich auch flexiblen Einzelgänger, für den ich mich halte, war es nicht leicht, plötzlich total auf Gemeinschaft umzuschalten. Auf dem Mariapoli-Fest mußte die Gruppe zusammenbleiben, ebenso bei unserem Ausflug nach Münster. Gemeinschaft, das »Wo zwei oder drei« wurde so stark gepredigt, daß ich es nicht mehr wagte, einen persönlichen Wunsch vorzutragen, geschweige denn, mich von der Gruppe zu entfernen. Als schwierig empfand ich es auch, mich dieser »Gemeinschaft«, zehn mir ganz fremden Menschen, zu öffnen, mich ihnen in Glaubensfragen und -erlebnissen anzuvertrauen. Mein persönliches Verhältnis zu Gott hat niemanden etwas anzugehen, mein Glaube ist meine Privatsache, dachte ich bis dahin. Mit dieser Einstellung ist man in und auch für die Gruppe wertlos, wenngleich natürlich niemand zu Bekenntnissen gezwungen wird. Es gibt – das ist ein Kerngedanke der Fokolar-Bewegung – kein persönliches, sondern nur Allgemeingut, und das auf materieller und geistlicher Ebene.

Nicht nur ich empfand eine gewisse Distanz zu unseren Gruppenleitern. Vielleicht ist Distanz nicht das richtige Wort; die Gruppenleiter hatten uns viel an gelebter Gotteserfahrung voraus und waren für mich ganz besonders reife Menschen. Diese Einsicht bewirkte bei mir, daß ich mich lieber anderen Gruppenmitgliedern mitteilte als ihnen. Wenn eine von sich erzählte, daß sie stets nach Freunden gesucht habe, zu denen sie Vertrauen haben könne und schließlich die Fokolare kennengelernt habe, die sie manchmal mehr als ihren Mann und ihre Kinder liebe, dann klingt das für mich kaum glaubhaft. Vielleicht ist diese Radikalität, die bei Außenstehenden leicht auf Unverständnis stößt, für den Kern der Bewegung aber nötig, damit sie lebt, denn gibt es Bewegungen ohne Radikalität?

Das Hochland und der Führer

Eine Erinnerung

Von Curt Hohoff

Wenn ich darüber nachdenke, warum ich nicht wie so viele junge Leute meiner Generation mit zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren den religiösen Glauben aufgegeben oder verloren habe, so fallen mir Sertillanges Buch über Thomas von Aquin, Sören Kierkegaard und Arthur Rimbaud ein, den ich als katholischen Dichter las. Wenn ich den Sertillanges zur Hand nehme, entdecke ich nur wenige Anstreichungen, mit denen ich sonst meine Bücher verzierte. Eine von ihnen betrifft die »Dauer«, als eine Form der Ordnung des Nacheinander. Der Mensch erlebt die Ereignisse im zeitlichen Nacheinander. Wenn man sagt, Gott übersähe die ganze »Dauer«, als ein Wissen auch von dem, was in Zukunft geschieht, und von dem, was man »Zufall« nennt, so ist dieser Gott nach